

Palästinenser im Exil und nach ihrer Rückkehr¹

PÉNÉLOPE LARZILLIÈRE

Rückkehrer, ausgewanderte Ingenieure und Studenten im Ausland: Sie alle teilen die Erfahrung einer längeren Entfernung von den palästinensischen Gebieten, die die Voraussetzung dafür ist, dass sich die persönliche biographische Erfahrung von der nationalen Geschichte der Palästinenser daheim unterscheidet. Tatsächlich bietet nur diese Entfernung eine Möglichkeit, alltäglichen Demütigungen zu entkommen, die immer wieder erneut an den schon mythisch gewordenen »nationalen Kampf der Palästinenser« erinnern.

Besonders aufschlussreich ist das Phänomen der jungen Rückkehrer. Im Moment ihrer Rückkehr wurden sie alle zunächst von der stark konservativen palästinensischen Gesellschaft abgelehnt. Die Zurückgebliebenen warfen der ausgewanderten und zurückgekehrten Jugend vor, reich zu sein und ein ausschweifendes Leben zu führen. Doch je mehr Zeit die Rückkehrer in den palästinensischen Gebieten verbrachten, desto mehr nahmen sie den nationalistischen Diskurs wieder auf, besonders seit der Zeit der Al Aqsa-Intifada.²

1 Übersetzung von Klaus Schlichte aus: *Etre jeune en Palestine*, Paris: Editions Balland, 2005, S. 163-182.

2 Während die »Erste Intifada«, die 1987 begann und mit dem Abkommen von Oslo 1993 ihr Ende fand, sich durch zivilen Unge-

Eine umgekehrte Haltung haben die Ingenieure entwickelt, jene Diplomierten, die über einen ihrer Ausbildung entsprechenden Arbeitsplatz verfügten, und die, verglichen mit dem Rest der palästinensischen Bevölkerung, ebenso wie die Rückkehrer als die »Goldjugend« bezeichnet werden könnten. Sie können ihre Ablehnung des lebensgefährlichen und strategielosen nationalen Kampfes nur dadurch äußern, indem sie das Land verlassen. Doch diese Alternative, die es dem Individuum erlaubt, das eigene private Leben vom nationalen Ziel zu trennen, lässt die Frage nach der Entsolidarisierung vom gemeinsamen Schicksal offen. Genau diese Frage teilen sie mit den palästinensischen Studenten im Ausland, die Anfang der 1990er Jahre in Deutschland studierten und von der Autorin zwischen 1999 und 2002 interviewt wurden. (Anm. d. Übers.)

Die jungen Rückkehrer

Die jungen palästinensischen Rückkehrer sind zu einem großen Teil im arabischen Ausland aufgewachsen, vor allem in Tunesien. Mehrheitlich sind sie – häufig gegen ihren Willen – zurückgekehrt, als ihre Väter, die PLO-Kader waren, Arafat 1994 folgten, um die palästinensische Selbstverwaltung aufzubauen. Schätzungen über die Zahl derer, die nach dem Abkommen von Oslo zurückgekehrt sind, schwanken zwischen 50.000 und 60.000 (Van Hear 1997: 35).³ Das Personal der PLO war darunter die größte Gruppe mit ca. 38.000 Personen. Diese Kategorie umfasste die eigentlichen Kader der PLO (18.000), die Polizisten, die unter jenen Palästinensern rekrutiert wurden, die eine ägyptische Aufenthaltserlaubnis oder einen jordanischen Pass besaßen (12.000), und ihre Familienmitglieder (8.000). Die geringe Zahl der Familienmitglieder erklärt sich dadurch, dass

horsam und dann gewaltsame Eskalationen auszeichnete, war die »Zweite Intifada« – auch Al Aqsa-Intifada genannt – durch eine Zunahme von Bombenattentaten durch Palästinenser und die Raketenangriffe auf Häuser mutmaßlicher Täter durch Israel gekennzeichnet. Die Zweite Intifada begann im September 2000 und endete 2005 mit dem Abkommen von Scharm El-Scheich (Anm.d.Übers.).

3 Dies ist auch die Quelle aller nachfolgenden Zahlen.

viele der Kader, besonders solche, die den Sicherheitsdiensten angehörten, ohne ihre Familien zurückgekehrt sind. Hinzu kam noch jene kleine Gruppe, die von einem Familienzusammenführungsprogramm Israels profitierte (6.000).⁴ Schließlich müssen die »Ameriko-Palästinenser« hinzugezählt werden. Über diese Gruppe lagen leider keine Zahlen vor. Es handelte sich um die Familien derer, die nach dem Sechs-Tage-Krieg 1967 in die USA emigriert sind. Ein Teil von ihnen ist nach dem Abkommen in die A-Zone zurückgekehrt⁵, während die Familienväter aus beruflichen Gründen in den USA blieben. Obwohl diese Gruppe von Rückkehrern viel kleiner als die der oben aufgeführten Gruppen war und sich der zahlenmäßige Umfang nicht abschätzen ließ, ist diese Gruppe sehr präsent, da sich die »Ameriko-Palästinenser« vor allem in Ramallah und Umgebung konzentrierten. Mit einem US-amerikanischen Pass versehen, wurden sie anders als die anderen genannten Gruppen, von Israel nicht mit einer Aufenthaltserlaubnis versehen, sondern erhielten nur ein dreimonatiges Touristenvisum, das alle drei Monate zu erneuern war, um den Status der Illegalität zu vermeiden.

Die Gruppe der Rückkehrer war in allen genannten Kategorien gleichermaßen jung. Gut 47 Prozent waren zwischen 15 und 39 Jahre alt, und ihre Schulbildung lag höher als der palästinensische Durchschnitt: 14 Prozent haben ein BA-Studium absolviert, was nur bei 4 Prozent der sonstigen palästinensischen Bevölkerung der Fall ist (el-Malki 2001: 14).

Der Kulturschock

Die Rückkehr in die Gebiete erwies sich für die meisten der Jugendlichen als eine ambivalente Erfahrung. Sie bedeutete zunächst die Entwurzelung aus den Ländern, in denen sie sich wohl fühlten und die sie nicht verlassen wollten. In ihrem Diskurs kamen immer wieder nostalgische Erinnerungen an die

4 Die Quote wurde von Israel auf 6.000 jährlich festgelegt. Das Programm fand aber keine dauerhafte Fortsetzung.

5 Die A-Zone der West-Bank ist vollständig der Palästinensischen Autonomiebehörde unterstellt, während die B- und C-Zonen teils direkt von Israel kontrolliert werden (Anm.d.Übers.).

Vergangenheit in Tunesien und Jordanien vor. In manchen ameriko-palästinensischen Familien wurde den Jugendlichen erst gar nicht angekündigt, dass ihre Rückkehr definitiv sein würde, um mögliche Diskussionen darüber im Vorfeld zu vermeiden. Eine solche Umsiedlung bedeutete eine Konfrontation zwischen einer vermittelten Erinnerung und den Realitäten in den Palästinensischen Gebieten. Palästina wurde in solchen Erinnerungen als idyllisches und paradiesisches Land glorifiziert. Die Übermittlung dieser Erinnerung geschah nicht nur durch elterliche Erzählungen, sondern auch durch mediale Diskurse, besonders durch das Internet. Aber im Gegensatz zu den Erinnerungen ihrer Eltern, beruhten ihre »Erinnerungen« nicht auf eigene Erfahrungen (Tamini 2002: 7).

Entsprechend groß war der Schock bei der Ankunft, vor allem im Vergleich mit der idealisierten Erinnerung und dem Wohlstand in den Ländern, in denen die Rückkehrer aufgewachsen waren. So fanden sie sich in einer ausgesprochen ambivalenten Lage wieder: Inmitten der Palästinensischen Gesellschaft, die alles aus ihrem früheren Leben – und damit sie selbst – brüsk zurückwies, und zugleich angezogen von einem Lebensstil in Israel, der dem ihres früheren Lebens weit mehr ähnelte.

Der Kontrast war für die jungen Frauen besonders stark. Ihre Väter wollten in der palästinensischen Gesellschaft beweisen, dass ihre Familien in der Fremde intakt geblieben sind und ihre Identität bewahrt haben. Dies sollte sich besonders am »ehrenhaften« Lebensstil zeigen, der sich am Verhalten der jungen Frauen am ehesten belegen ließ. Deshalb bezog sich die Kritik der jungen Rückkehrerinnen an der palästinensischen Gesellschaft auch in erster Linie auf Probleme der Reputation, während die jungen Männer eher die mangelhafte Infrastruktur an geselligem Leben oder an Freizeitmöglichkeiten thematisierten.

Vor der Al Aqsa-Intifada (vor 2000) ließ sich auch eine Welle der Repatriierung von »Problemjugendlichen« durch ihre Eltern beobachten, da die Eltern glaubten, sie in einem »strengen« sozialen Umfeld einfacher kontrollieren zu können. So konnte es in der palästinensischen Diaspora in den USA vorkommen, dass sich Eltern zur Rückkehr der Familie entschlossen, wenn ihre Kinder begannen, Drogen zu nehmen.

Allerdings konnte auch die Rückkehr nach Palästina für einige junge Frauen den paradoxen Effekt haben, dass sich ihre persönliche Freiheit nach der Rückkehr vergrößerte. Denn die Eltern vertrauten darauf, dass sich diese Umgebung komplett zu ihren Erwartungen strukturierte, und gewährten ihren Töchtern deshalb mehr Freiheiten als in der »gefährlichen« amerikanischen Gesellschaft (Tamini 2002: 8).

In der Regel aber ging mit dem Eintritt in die palästinensische Gesellschaft ein Verlust an bisherigen Freiheiten einher. Doch die jungen Rückkehrer entwickelten eine Reihe von Strategien, um ihre verlorenen Freiheitsräume wiederzugewinnen. Dies geschah zunächst durch die Schaffung von Rückkehrer-Milieus, in denen die alten Aktivitäten wie Cafébesuche und Abendveranstaltungen fortgesetzt werden konnten. Oft profitierten sie von ihren ausländischen Pässen, weil ihnen diese erlaubten, fern der kontrollierenden Blicke der palästinensischen Gemeinschaft, Einrichtungen in Israel aufzusuchen, wie Geschäfte, Cafés, Diskotheken usw. »Hier gibt es ja nichts, deshalb langweilen wir uns! Das einzige, was mich interessiert, ist, mit dem Auto eine Spritztour nach Tel Aviv zu machen!«⁶ Jenseits dieser Ausflüge, war die »Langeweile« der Gesellschaft, in der man nichts machen kann, ein wiederkehrendes Thema der Konversation:

»Das Leben hier macht mich verrückt. Von Zuhause in die Uni, von der Uni nach Hause. Ich habe zwar ein paar Freunde gewonnen, aber das ist hier nicht dasselbe. Ich bin an das amerikanische Leben gewöhnt, an die amerikanische Lebensart, beispielsweise auch was meinen Kleidungsstil angeht. Wenn ich dort eine grüne Hose und einen roten Pullover anziehe, dann interessiert das niemanden. Tue ich das hier, kriege ich von allen Seiten Kommentare zu hören. Das ist total oberflächlich!«⁷

Es entwickelte sich eine Ablehnung gegenüber der palästinensischen Gesellschaft, die wegen ihrer »Unterentwicklung«, ihres Konservatismus und ihrer starken sozialen Kontrolle auf die

6 Student, 21 Jahre alt, in Tunis aufgewachsen, 1994 mit seinem Vater in die Gebiete zurückgekehrt.

7 Sana, aus Amman: Sie verlangt einen Lebensstil, den sie »amerikanisch« nennt, weil sie ihn von der Universität in Amman kennt.

Kritik der jungen Rückkehrer stieß. Die sozialen Unterschiede waren groß und wurden stark empfunden: »In unseren Familien hat man maximal zwei Kinder, das ist nicht wie bei den Leuten hier. Weißt Du, hier sind die Leute verrückt.«⁸

Doch der Gegensatz zwischen den Rückkehrern und der lokalen palästinensischen Gesellschaft beruhte auf Gegenseitigkeit. Während die jungen Rückkehrer ihr Leben eingeschränkt sahen, empfanden die lokalen Palästinenser den Stil der jungen Rückkehrer als zügellose Zurschaustellung ihres Reichtums. Ihnen wurde vorgehalten, nicht an den entbehrungsreichen Kämpfen der Intifada teilgenommen zu haben, nun aber von der Selbstverwaltung zu profitieren, indem sie die Posten und Ämter übernahmen und ein schönes Leben führen würden. Diese Vorwürfe äußerten sich gelegentlich auch in gewaltsamen Übergriffen.

Anfangs waren diese Unterschiede so stark, dass eine Integration der jungen Rückkehrer gar nicht stattfand. Sie waren einfach zu unterschiedlich, sowohl was ihre finanziellen Mittel anging als auch ihre Bewegungsmöglichkeiten – ein gewichtiger Unterschied in Palästina – und schließlich auch in Bezug auf ihre Identität und ihre Ideenwelt. Ihre Beziehung zum nationalen Projekt »Palästina« war grundsätzlich anders: Während ihre Eltern zurückgekehrt waren, um das Land aufzubauen, stand die Mehrheit der Jungen diesen Plänen distanziert gegenüber und war eher apolitisch. Alle träumten davon, wieder auszureisen und keiner der Interviewten konnte sich vorstellen, das weitere Leben in den palästinensischen Gebieten zu verbringen. Doch auf unvorhergesehene Weise nahmen die Dinge einen anderen Verlauf. Statt einer Zunahme an Antagonismen entwickelten die jungen Rückkehrer ein stärkeres Verständnis für die Situation, und begannen mit eigenen Vorstellungen an der palästinensischen Öffentlichkeit teilzuhaben.

Von der Ablehnung zur Anpassung

Auch wenn die jungen Rückkehrer über größere Ressourcen und über mehr Bewegungsfreiheit verfügten, so bedeutete ihre Rückkehr doch die Konfrontation mit dem realen palästinensi-

8 Studentin an der Universität Bit Zeit, aufgewachsen in Tunis.

schen Alltag. Ihre anfängliche Ablehnung der palästinensischen Ordnung wurde langsam schwächer, insbesondere in dem Maße, wie sie zunehmend den sozialen Raum selbst markierten:

»Jetzt verhalten sich die Leute uns gegenüber nicht mehr so wie früher. Sie fragen uns nicht mehr, ›Was hast du hier verloren?‹ Ich würde auch nicht in einem Land bleiben, in dem die Leute mich dauernd fragen ›Was hast du hier verloren?‹ Das hier ist mein Land, ich mache, was ich will. Jetzt sind die Leute anders, weil sie gemerkt haben, dass wir mehr können als sie. Das war doch hier'n Bazar, die Leute haben ihr Gemüse irgendwo auf der Straße verkauft. Wir⁹ haben einen Markt gebaut. Früher gab es zum Beispiel diese Straße mit den Cafés und Restaurants nicht. Wir haben hier alles gemacht, wir haben auch die Mentalität verändert.«¹⁰

An dieser Passage lässt sich erkennen, dass sich die jungen Rückkehrer die Ziele ihrer Eltern zu Eigen gemacht haben und auf das von der Autonomiebehörde Erreichte ebenfalls stolz waren. Dieser Stolz verdrängte aber nicht das Gefühl, einer besonderen, überlegenen sozialen Gruppe anzugehören. Aber durch die Teilhabe an diesen Projekten entstand zugleich ein Gefühl der Zugehörigkeit zum Gebiet.

Für die Ameriko-Palästinenser traf diese Form der Einfügung in den sozialen Raum Palästinas nur bedingt zu. Ramallah hat sich zum Beispiel durch die Anwesenheit der Rückkehrer sehr verändert. Überall sind Restaurants, Cafés und Internet-Cafés entstanden, wo sich die jungen Rückkehrer treffen. Direkt neben den Graffitis der Intifada lassen sich amerikanische »tags« finden.

Ihre Beziehung zum kollektiven Gedächtnis der Palästinenser hat sich auch durch diesen neuen Raum verändert, an dessen Veränderung sie direkt teilhatten. Die Ameriko-Palästinenser passten sich aber nicht komplett an, obwohl sie den sozialen Raum mit beeinflussten. Trotz ihrer größeren Bewegungsfreiheit bekamen sie aber nach und nach die Wirklichkeit der Besetzung zu spüren. Das geschah besonders in der Zeit nach der zweiten Intifada, in der sie mit der sonstigen palästinensischen

9 Das kollektive »Wir« bezieht sich in diesem Fall auf die Palästinensische Autonomiebehörde.

10 Student, 21 Jahre, s. Fn. 7.

Bevölkerung die Ausgangssperren, Bombardements und die Vervielfachung der Checkpoints miterlebten.

Da die Blockaden der Flughäfen durch Israel häufiger stattfanden wurde auch für die Ameriko-Palästinenser das Reisen in die USA schwieriger. Diese Veränderungen schlugen sich auch in ihrer Einstellung nieder, für die die »nationale Sache« der Palästinenser nun eine größere Rolle spielte.

Die zunehmende Bedeutung des »nationalen Ziels Palästina« führte aber bei der Mehrheit der Rückkehrer nicht zur gleichen Form des Engagements, wie sie es in der lokalen Bevölkerung vorfanden. Wenn sie sich engagierten, dann eher friedlich und in zivilen Formen:

»Wir brauchen neue Ideen. Wir können doch nicht immer nur diese Demonstrationen machen, wo dann immer nur Reden gehalten werden. Ich komme, weil ich denke, man muss sich zusammenschließen, aber doch nicht immer nur so. Zum Beispiel könnten doch all die, die nicht mehr in Israel arbeiten dürfen, sich zusammenschließen und Bäume pflanzen, um die zu ersetzen, die von Israel gefällt werden. Mit ein paar Freunden mache ich nächstes Semester so ein Projekt, also einen Verein zu gründen, der solche Sachen organisiert, Bäume pflanzen, Zwei-, Drei-Tage-Seminare über palästinensische Geschichte. Denn die Mehrheit der Leute hier kennen die Geschichte Palästinas gar nicht, weil es verboten war, das an der Schule zu unterrichten.«¹¹

Sensibler für den internationalen Kontext, achteten die Rückkehrer viel stärker darauf, wie der palästinensisch-israelische Konflikt in den westlichen, vor allem US-amerikanischen Medien dargestellt wurde. Wenn sie aktiv wurden, dann auf dieser Ebene, vor allem über das Internet.

Mit der Zeit veränderte sich auch ihre Einstellung zur palästinensischen Gesellschaft. Von einer kompletten Ablehnung der

11 Dieser Student an der Universität Bir Zeit, genannt »der Tunesier«, war zum Zeitpunkt des Interviews Praktikant bei der Bau-Abteilung der Stadtverwaltung von Al Bireh in einem Projekt zur Verbesserung der Wasserversorgung. Das Interview fand in der Nacht statt, die der Liquidierung von Abu Ali Mustafa durch die israelische Armee am 27. August 2001 folgte. Abu Ali Mustafa war der Generalsekretär der linksgerichteten »Popular Front for the Liberation of Palestine«.

palästinensischen Gesellschaft, insbesondere aufgrund der ausgesprochen starken sozialen Kontrolle, wandelten sich die Einstellungen hin zu einem stärkeren »Verständnis«. Verständnis allerdings nicht im Sinne von Akzeptanz, sondern eher im Sinne der Entwicklung eines Umgangs mit der Situation der Palästinenser. Diese Veränderung fand sich vor allem bei den jungen Frauen, denen, anders als ihren Brüdern, in der Regel nicht erlaubt wurde, wieder ins Ausland zu gehen, um dort ihr Studium zu beenden. Assala zum Beispiel bestand noch 1997 darauf, dass sie auf keinen Fall in den Palästinenser-Gebieten bleiben würde und ihr Studium in Tunesien zu Ende bringen wolle. Im Jahr 2001 hingegen haben sich ihre Pläne geändert, was unter anderem auch auf eine Liebesbeziehung zurückzuführen ist:

»Ich habe einen Freund, wir treffen uns, ich bin auch schon bei seiner Familie gewesen. Meine Verwandten wissen davon. Aber mein Vater weiß nicht alles, er weiß nicht, dass ich schon bei der Familie war. Für ihn ist die Ehre das Allerwichtigste. Wenn sich nun herausstellen sollte, dass wir doch nicht für einander gemacht sind, dann würden die Leute sagen ›Sie war doch schon bei seiner Familie‹ und so weiter. Aber ich war immer nur da, wenn auch seine Mutter da war. Wir verstehen uns gut. Diese Beziehung hilft mir sehr, das Leben hier zu ertragen. Ich liebe dieses Land, aber ich habe mich noch nicht an die Einstellungen der Leute hier gewöhnt. Aber das Gute ist, dass die Leute hier mich nicht kennen. Sie sprechen nicht über mich. In meiner Stadt bin ich eine Fremde, und in Ramallah auch. Aber ich passe auf, ich weiß, dass ich nichts Schlechtes tue. Wenn man einmal anfängt, darauf zu achten, was die Leute sagen könnten, dann macht man gar nichts mehr. Aber ich glaube, dass ein Fremder sich an die Sitten des Landes anpassen muss. Ich weiß noch nicht, wie es weitergehen soll, wenn ich mein Studium fertig habe, wenn ich zurückkomme. Ich mag meine Stadt, weil sie grün und schön ist. Aber ich mag das Leben hier nicht, ich kenne niemanden, man kann nichts unternehmen. Letzten Sommer war ich zwei Monate in den Gebieten, dann konnte ich nicht mehr. Ich habe gefragt, ob ich für eine Woche nach Jordanien gehen kann, um zu atmen, aber meine Eltern hatten kein Geld. Ich bin trotzdem gegangen, ich hatte nur 20 Scheckel in der Tasche.«

»Kannst Du nicht in Ramallah bleiben?«

»Das wird schwierig. Ich habe noch nicht mit meinem Vater gesprochen. Die einzige Möglichkeit in Ramallah zu bleiben ist entweder einen

Job zu finden oder zu heiraten. Aber ich überlege das. Mit meinem Freund denke ich darüber nach. Wir wollen uns verloben und heiraten, aber nicht jetzt, sondern wenn ich mit meinem Studium fertig bin.«

An dieser Stelle muss der besondere Charakter Ramallahs in den Palästinensergebieten erklärt werden. Bedingt durch den hohen Anteil von Rückkehrern, scheint die Stadt von etwas freieren Umgangsformen gekennzeichnet, die auch eine gewisse Anonymität erlauben. Hier gibt es Freizeit- und Kultureinrichtungen, die mehr Möglichkeiten bieten. Das Kulturleben, das sich hier entwickelt hat, machte die Stadt in ihren Augen attraktiver als Ost-Jerusalem, und hat dazu geführt, dass sich auch einige junge Künstler und palästinensische Ingenieure aus Jerusalem in Ramallah niedergelassen haben.

Eine transnationale Identität

Das kollektive palästinensische Gedächtnis ist in der Diaspora erhalten geblieben. So war die palästinensische Identität, die Geschichte des Exils auch den Rückkehrern bekannt. Sie wurde durch eine transnationale soziale Geographie verstärkt. Obwohl sich zunehmend die Identität der Rückkehrer mit den Zielen des nationalen Aufbaus verband, blieben die jungen Rückkehrer eng mit den Ländern verbunden, in denen sie aufgewachsen waren. Viele wollten in diese Länder zurückkehren, vor allem die jungen Männer, die in dieser Hinsicht über eine größere Freiheit verfügen und für die eine Rückkehr leichter war als für die jungen Frauen. Diese externen Bindungen zu erhalten, war für die jungen Rückkehrer eine entscheidende Ressource, vor allem dann, als die Bedingungen in den Territorien schwieriger wurden. Diese Bindungen erlaubten es, eine persönliche Zukunft zu planen, unabhängig davon, welchen Wechselfällen die Situation in den palästinensischen Gebieten unterlag.

Das Selbstverständnis der Rückkehrer war also in diesem Kommen und Gehen zwischen den Palästinensergebieten und diesen Ländern verankert. Sie verstanden sich deshalb als doppelte Elite: eine der Diaspora und eine nationale. Verbunden mit den damit einhergehenden Ressourcen, wie ein ausländischer Pass, finanzielle Mittel und Studienabschlüsse, bedeutete dies auch die Möglichkeit, nicht der Geschlossenheit der Situa-

tion ausgeliefert zu sein, die für die anderen palästinensischen Jugendlichen so typisch ist.

Ihre Beziehung zum »nationalen Ziel« war aus diesen Gründen auch weniger verzweifelt. Die jungen Ameriko-Palästinenser, die das Leben im Westen besser kannten, glaubten daran, die öffentliche Meinung im Westen beeinflussen zu können, und richteten ihr Handeln danach aus. Im Gegensatz dazu hielten die jungen Rückkehrer, die in arabischen Ländern aufgewachsen waren und sich am Aufbau der nationalen Verwaltung engagiert haben, ein solches Projekt für wenig Erfolg versprechend. In dieser Hinsicht standen sie der palästinensischen Bevölkerung näher, auch wenn sie faktisch über mehr Ressourcen verfügten.

Die Ingenieure

Es gibt zwar keine Statistiken darüber, aber es ist deutlich wahrnehmbar: Junge Palästinenser aus den palästinensischen Gebieten, die die Möglichkeit dazu haben, verlassen diese, vor allem in Richtung USA oder Kanada. Die Ingenieure sind dafür archetypisch. Es handelt sich hierbei vor allem um junge Männer, die nach ihrer Ingenieursausbildung im Ausland einen ihren Kompetenzen entsprechenden Arbeitsplatz gefunden haben, während es für die jungen Frauen aus Gründen des sozialen Rufs ungleich schwieriger ist, allein ins Ausland zu gehen und dort zu arbeiten.

Der Wunsch zu gehen hatte zwei Dimensionen. In erster Linie ging es darum, einer geschlossenen Situation zu entkommen und die im Berufsleben schon angehäuften Mittel oder das Vermögen der Familie hierfür nutzbar zu machen. Diese Ingenieure konnten zum einen auf die Netzwerke der palästinensischen Diaspora zurückgreifen, zum anderen nutzten sie ihre beruflichen Verbindungen, etwa um sich in den USA beruflich zu spezialisieren oder in Kanada zu arbeiten. Diese Aufenthalte empfanden sie nicht als definitives Exil, sondern als zeitweilige Aufenthalte, die der beruflichen Verwirklichung dienen. Die Rückkehr wurde aber letztlich von der Situation in den Palästinenargebieten abhängig gemacht und ob sie dort eine entsprechende Arbeit finden konnten.

Die zweite Dimension ihres Reisewunsches steht im Zusammenhang mit dem »nationalen Kampf«. Diese jungen Ingenieure engagieren sich massiv für die nationale Sache und fühlen sich ihr eng verbunden. Einerseits können sie die internationale Wirkung der politischen Maßnahmen der Palästinenser besser abschätzen, weil sie die Reaktionen des Auslands darauf besser kennen. Andererseits sind sie dadurch, dass sie sich ihr persönliches Leben außerhalb Palästinas vorstellen können, weniger in die tödliche Logik des Kampfes eingebunden.

Ihre Haltung zur Intifada wird insbesondere in der folgenden Aussage deutlich:

»Unser Problem ist, dass es sich hier um einen Konflikt handelt, bei dem eine Nation mit einer Armee gegen Individuen kämpft. Keiner will die Intifada machen, alle wollen, dass die Intifada aufhört. Die Israelis sagen, und in diesem Punkt ist das auch die Wahrheit, dass die Verwaltung die Intifada organisiert. Die Leute wollen doch eigentlich nur in Ruhe ihr Bier trinken, ihre kleine Freundin haben, zur Arbeit gehen, usw., also ein normales Leben führen. Sie wollen die Intifada nicht fortführen. Wir müssen verstehen, dass selbst vor 1948, die Lage eine Koexistenz war, und dann haben wir die Lage von innen heraus verändert, und das wird wieder passieren, schon durch die Geburtenrate. Wenn wir den Kampf führen wollen, dann müssen wir das ohne die Verwaltung tun und von der Basis aus anfangen. Dann werden wir internationale Unterstützung bekommen und uns nicht mehr anhören müssen, dass die Verwaltung korrupt und diktatorisch ist. Die Palästinenser müssen sich zusammentun und gemeinsam bestimmen, was sie wollen.«¹²

Hier lässt sich vor allem der Klassenaspekt der Intifada beobachten: Dieser palästinensische Wasserbauingenieur, der gut verdiente und seine Ausbildung und Sozialisation teilweise in Israel erhalten hatte, teilte nicht unbedingt die Wahrnehmungen und Forderungen derer aus den Flüchtlingslagern. Israel stand er kritisch gegenüber: Durch seinen Beruf erfuhr er täglich die Beschränkungen, die den Palästinensern bei der Wasserversorgung auferlegt wurden. Doch weil er die israelische Gesellschaft besser kannte, thematisierte er eher eine Reform von innen als die Konfrontation. Diese Ablehnung der Intifada

12 Interview im Mai 2001.

hinderte ihn jedoch nicht, einen Aktivist der zweiten Intifada zum Freund zu haben. Seine Idee einer inneren Reform Israels, die das Zusammenleben ermöglichen würde, stützte sich auch auf die Vorstellung einer reichen kulturellen Identität, die die Befürchtung einer Assimilation gar nicht erst aufkommen lässt, sondern die Grundlage eines Dialogs wäre. Der Ingenieur, der zugleich ein bekannter Dichter war, hatte Ramallah als Wohnort gewählt, um dort vom reichen Kulturleben zu profitieren. Zugleich hatte er an mehreren Dichterwettbewerben in Israel teilgenommen. Er war stolz auf den Erfolg, den er, trotz aller sprachlichen Hindernisse, mit seinen Gedichten hatte.

Bei diesen Ingenieuren war eine gewisse Distanz gegenüber dem »nationalen Kampf« zu spüren, insbesondere dann, wenn es um das eigene, persönliche Leben ging. Nicht alle standen dem »Kampf« so kritisch gegenüber wie dieser Wasserbauingenieur – einige unterstützten den bewaffneten Kampf und auch die Hamas als nationalistische Bewegung. Aber selbst wenn es diese Unterstützung gab, dann äußerte sie sich nie in Form persönlicher Beteiligung.

Wie bei den jungen Rückkehrern, ließ sich bei den Ingenieuren eine Trennung zwischen dem nationalen Ziel und der Privatsphäre beobachten. Die Abwanderung erschien ihnen als einzige Möglichkeit, eine individuelle persönliche Zukunft zu entwickeln. Zugleich bedeutete der Eintritt in einen »internationalen Raum« aber auch, dass andere Strategien des »nationalen Kampfes« vorstellbar wurden. Das ließ sich ganz allgemein beobachten: Kamal zum Beispiel war Mitglied des Stadtrats von Hebron. Der junge Rollstuhlfahrer war zwar kein Ingenieur, aber auch er hatte nach mehreren Aufenthalten im Ausland seine Haltung gegenüber dem israelisch-palästinensischen Konflikt verändert. Sein Engagement war vor allem der Aufklärung gewidmet:

»Die Leute im Westen wissen ja nicht, was hier los ist, weil die israelischen Informationen viel einflussreicher sind. Die haben nur eine minimale Vorstellung von dem, was in Palästina passiert. Es gibt Leute, die kennen Palästina gar nicht, sondern nur Israel. Die müssen mehr über die Situation erfahren, oder herkommen und sehen, was hier los ist. Die Nachrichten im Westen sagen, es sind die Palästinenser, die die Probleme machen, die die Terroristen sind. In meiner Arbeit mit internationa-

len Freiwilligen versuche ich, an diesem Bild etwas zu ändern.¹³ Wir sind keine Terroristen, wir haben Rechte. Ich versuche die Jungen davon zu überzeugen, dass man sich nicht nur in Büchern und Zeitschriften informieren kann. Man muss herkommen und sehen, wer für all das verantwortlich ist. Die wissen zum Beispiel nichts über 1948. Sie wissen etwas über Israel, aber sie wissen nichts über Palästina, als ob es hier vor 1948 nichts gegeben hätte. Es spielt keine Rolle, ob du Jude bist oder nicht. Wenn es ein guter Mensch ist, dann kann man sich unterhalten. Was das palästinensische Volk angeht, wenn du da glaubst, dass wir keine Identität und keine territorialen Rechte haben, dann töte uns. Denn wir wollen nicht auf einem Land leben, das uns nicht gehört. Es ist unser Recht, hier zu sein. Die Palästinenser lieben den Frieden, aber Frieden bedeutet nicht Niederlage, sich zu ergeben und auf alles zu verzichten. Wir brauchen einen gerechten Frieden. Die Menschen in Europa sind gut, wir können ihren Standpunkt ändern, indem wir ihnen mehr Informationen geben. Wir können das Gleiche machen wie die Juden und mehr Informationen rausgeben, und auf diese Weise die Meinungen verändern, in der gleichen Weise, wie es die Israelis machen. Wir sind eine Nation wie die anderen. Wir sind normal. Wir sind keine Terroristen. [...] Ich hoffe einmal ein Sprecher der Palästinenser zu werden und von den Israelis zu lernen, wie sie über ihre Probleme sprechen, wie sie es schaffen, die Morde an Palästinensern als Verteidigungsakte hinzustellen und aus Palästinensern Terroristen zu machen. Wir müssen also aus den Erfahrungen der Israelis lernen, aus ihrer Methode der Kommunikation. Ein Sprecher sein, der gut spricht und die Europäer davon überzeugt, was hier wirklich passiert.«

Der Bezug zum Ausland erscheint hier als eine wesentliche Ressource bei der Veränderung des Selbstbildes. Doch was passiert, wenn ein junger Palästinenser sich wirklich für eine längere Zeit im Ausland niederlässt? Wie verhält er sich hinsichtlich des Konflikts zwischen privatem Leben und »nationalem Kampf«? Um dieser Frage nachzugehen, wenden wir uns den jungen Palästinensern zu, die zum Studieren nach Deutschland gegangen sind, statistisch gesehen ihr häufigstes Zielland.

13 Gemeint sind die Freiwilligen, mit denen Kamal in seinem Verein in Kontakt kommt.

Die palästinensischen Studenten in Deutschland

In Deutschland gibt es eine relativ große palästinensische Gemeinde, die in drei Wellen entstanden ist.¹⁴ Die erste bestand aus »Gastarbeitern« der sechziger Jahre. Die zweite, bei weitem die wichtigste, besteht aus Flüchtlingen der 1970er und 1980er Jahre. Sie wird auf 30.000 bis 45.000 Personen geschätzt. Die meisten davon, etwa 25.000, kamen aus dem Libanon, wo sie, nachdem sie dorthin 1948 und 1967 schon einmal vertrieben wurden, erneut zu Kriegsflüchtlingen wurden. Die dritte Welle, die nur ungefähr 5.000 Menschen umfasst, besteht aus Studenten, die aus dem Gaza-Streifen oder dem Westjordanland gekommen sind. Sie sind von den Einwanderern der zweiten Generation zu unterscheiden, die auf 15. bis 20.000 geschätzt werden, und von denen nur sehr wenige an die Universität kommen. Vielen Mittelklassefamilien und selbst einfachen Familien, vor allem aus Flüchtlingslagern, war es möglich, ihre Söhne zum Studium zu schicken, weil es ein effizientes System der gegenseitigen Hilfe gibt und weil – erleichtert durch die deutsche Studienorganisation – ein Teil des Studiums über Lohnarbeit finanziert werden konnte. Diese Jungen nahmen vor al-

14 Es ist schwierig, diese Gemeinde zahlenmäßig genau zu bestimmen. Viele Palästinenser haben einen jordanischen, syrischen oder israelischen Pass oder ägyptische, libanesische oder palästinensische »Reisepapiere«. Die lokalen Behörden in Deutschland und die Studentenbüros der Universitäten kennen die palästinensische Staatsangehörigkeit als statistisches Merkmal nicht. Deshalb beschränken wir uns hier auf die Angaben der »Palästinensischen Gemeinde Berlin-Brandenburg e.V.«. Nach dem Abkommen von Oslo und der Errichtung der Palästinensischen Autonomiebehörde 1994 sind die israelischen »Reisedokumente« für Palästinenser aus dem Gaza-Streifen und dem Westjordanland durch palästinensische »Pässe« ersetzt worden. Auf Arabisch heißen diese Dokumente »jawaz al safar«, auf Englisch »Passport/Travel Document«. Doch weil der endgültige Status der Gebiete in den Abkommen noch nicht geklärt wurde, dürfen diese Dokumente noch keine palästinensische Staatsangehörigkeit benennen. Zu dem sehr komplexen juristischen Thema der palästinensischen Staatsangehörigkeit vgl. Qaficha 2001: 39-77.

lem technische Studiengänge in den Bereichen Informatik, Elektrotechnik, Bauwesen, sowie Medizin und Pharmazie auf.

Diese Gruppe war fast ausschließlich männlich. Frauen waren eigentlich nur dann Teil der Gruppe, weil sie ihren studierenden Ehemann begleiteten. Nur eine sehr kleine Minderheit der Frauen studierte tatsächlich selbst.

Auswanderung – Ausweg und Chance

Wie lässt sich diese Abwanderung nach Deutschland erklären? Insbesondere in den Jahren 1999 und 2000 kamen besonders viele palästinensische Studenten nach Deutschland. Tatsächlich ließ sich ein bedeutsamer Unterschied für das Studienvorhaben der jungen Palästinenser in Deutschland ausmachen, abhängig davon, ob sie in Palästina nur die Anfänge der palästinensischen Autonomiebehörde (ab 1993) miterlebt hatten oder mit der Erfahrung der letzten Intifada (2000 – 2005) nach Deutschland gekommen waren. Für letztere, war nämlich die Auswanderung zum Studium nach Deutschland nicht nur vom Wunsch bestimmt, neue Kompetenzen zu erwerben, sondern vor allem einer unlebhaften Situation zu entkommen.

»Ich möchte in Berlin bleiben, denn in Gaza kann man nicht leben. Es gibt nichts dort. Ständig beobachten dich alle Leute, alle deine Bewegungen. Du kannst nichts machen. Du kannst nicht ausgehen. Es macht mir nichts aus zu studieren und gleichzeitig zu arbeiten. Ich will nur woanders sein.«¹⁵

Die Motivation in Deutschland zu studieren war weniger davon geprägt in Palästina einen höheren Status zu erreichen, als viel mehr der unerträglichen Situation in den besetzten Gebieten zu entkommen.

»Ich will in die USA gehen, um dort einen M.A. zu machen. Mein Onkel lebt dort, und danach will ich mein Leben leben. [...] Ich will hier nicht meine Zukunft verbringen. Wir haben hier Schwierigkeiten, Probleme. Ich mache mir nichts vor: es gibt hier keinen Grund zum Träumen, so

15 Moussa, 24 Jahre, Berlin, Juli 1998.

ist die Situation mit Israel. Mein Traum ist, in irgendein anderes Land zu gehen, denn hier gibt es nichts zum Träumen.«¹⁶

Zwischen diesen neu hinzugekommenen Studenten und jenen Palästinensern, die schon seit Jahrzehnten in Deutschland lebten und nach wie vor an eine Rückkehr und die Verwirklichung von Projekten dachten, entwickelte sich schnell ein Unverständnis. Jene, die noch »im Geist der ersten Intifada« lebten, sprachen von einem »einigen Volk, das kämpft und voranschreitet«. Die neu Hinzugekommenen hingegen, thematisierten das Scheitern des Oslo-Abkommens und der Selbstverwaltung, den wirtschaftlichen Zusammenbruch, die Engpässe und den Verzicht.

Nach der Ankunft in Deutschland benötigten die meisten neu hinzugekommenen palästinensischen Studenten zunächst eine Orientierungsphase, um ihre weitere Zukunft zu planen. Im Vergleich zu anderen Studenten brauchten sie dafür mehr Zeit. Die Umstände, die sie zur Ausreise veranlasst hatten, ließen ihnen keine Ruhe. Über Nachrichten und Kontakte blieben sie mit den Ereignissen in Palästina verbunden und hatten Schwierigkeiten, sich auf ihr Studium zu konzentrieren. Oft brauchten sie Monate, sogar bis zu einem Jahr, bevor sie irgendwelche Pläne entwickeln konnten, an die sie selbst glaubten. Mit wachsendem zeitlichen und räumlichen Abstand zur bedrückenden Situation in den Palästinensergebieten wuchs jedoch die Möglichkeit, eine eigene Privatsphäre aufzubauen, die weniger davon bestimmt war.

Die Studenten, die bereits während der ersten Jahre der Autonomiebehörde ihr Studium in Deutschland aufgenommen hatten, taten dies mit der festen Verankerung im »Geist der ersten Intifada«: Sie gingen, um mit neuen Kompetenzen in ein besseres Leben zurückzukehren. Und obwohl sie die Entwicklung vor Ort verfolgten, änderte sich ihre Einstellung nicht grundsätzlich. Eine solche Veränderung hätte ihr Selbstverständnis und ihre Situation im Ausland zu sehr beeinflusst. Dieses Selbstverständnis war nämlich die Voraussetzung,

16 Kamal, 20 Jahre, Student der Anglistik. Sein Vater ist Arbeiter in Israel und seine Mutter unterrichtet. Er lebt in einem Neubauviertel für die Einwohner des Flüchtlingsviertels in Jabalya. Das Interview fand im August 1999 statt.

nicht dem Vorwurf der »Entsolidarisierung« gegenüber dem kollektiven Schicksal der Palästinenser ausgesetzt zu sein.

Die schwieriger werdende Situation infolge der Zweiten Intifada verursachte dann aber doch auch Veränderungen unter den Studenten im Ausland. Ihr Auslandsaufenthalt wurde nun nicht mehr moralisch infrage gestellt. Ihre Aufgabe im Ausland galt nicht mehr der Qualifizierung, um diese bei der Rückkehr dem palästinensischen Projekt zur Verfügung zu stellen, vielmehr sollten sie nun eine wichtige externe Ressource für die Familie in Palästina werden. Priorität hatte nicht mehr die schnellstmögliche Beendigung des Studiums, sondern die finanziellen Transfers, so gering sie auch sein mochten. Damit wuchs der Druck auf die Studenten. Sie wurden Teil der palästinensischen Strategie, wobei die im Ausland studierenden Palästinenser eine etwas weniger anfällige wirtschaftliche Basis stellen sollten, als dies in den besetzten Gebieten möglich wäre.¹⁷

Wie Majdi el-Malki gezeigt hat, trieb die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage in den Gebieten und die Zerstörung der Infrastruktur der Selbstverwaltung die Palästinenser zu Formen der Solidarität und der Reorganisation, die zumeist entlang familiärer Bande verlief (el-Malki 2002: 176-179). Diese Bande waren nicht bloß lokal, vielmehr bedeutete die »Hamula«, die palästinensische Großfamilie, eine weit über die Grenzen der Palästinensergebiete hinausreichende Geographie, die die Diaspora mit einschloss. Sie besteht aus Netzen der Solidarität, die lange Zeit ruhen können, sich aber schnell aktivieren lassen, wie etwa zu Zeiten der Al-Aqsa-Intifada.

Was ist eine westliche Gesellschaft?

Für die palästinensischen Studenten sind Individualismus, Materialismus, technologischer Modernismus und Amoralismus

17 Der Gesamtbeitrag der palästinensischen Diaspora für die palästinensische Ökonomie wurde 1997 auf 410 Millionen US-Dollar geschätzt. Davon sollen 76 Prozent Investitionen und 24 Prozent Schenkungen gewesen sein, wobei die Einordnung der Transfers innerhalb von Familien schwer zu beurteilen ist. Diese Gesamtsumme erreichte 95 Prozent der internationalen Hilfe desselben Jahres (432 Millionen US-Dollar) (Hanafi 1998: 64-65).

die Werte, die in der deutschen, oder allgemein in westlichen Gesellschaften transportiert werden. Sie selbst verhalten sich diesen Werten gegenüber mehr oder weniger abweisend. Der einzige Wert, der bei dieser Zurückweisung eine Ausnahme bildet, ist der technologische Modernismus, denn dieser war ja auch eine Hauptmotivation für die Ausreise nach Deutschland. Ständig schwankten sie zwischen dem eigenen Willen zum Individualismus und der Freiheit und ihrer Ablehnung des »*chacun pour soi*« (dt. »jeder für sich«) der westlichen Gesellschaften. Zwar behaupten sie, den Materialismus zurückzuweisen, aber gleichzeitig sind sie Konsumenten mit einem klaren Markenbewusstsein. Letztlich sind sie Teil einer internationalen Jugendkultur, genauso wie im Gazastreifen, nur mit viel mehr Wahlmöglichkeiten.

Die Zurückweisung des Materialismus und des übertriebenen Individualismus drückt sich unter anderem in ihrem Urteil über die Zerstörung der Familie aus, wie sie sich nach Ansicht der Studenten im Westen beobachten lässt. Dies ist das am häufigsten angeführte Beispiel, um den Zerfall und die Ziellosigkeit der westlichen Gesellschaften zu belegen. Auf diese Weise versuchen die Studenten eine eigene Identität zu bewahren, die aus ganz widersprüchlichen Referenzen besteht, wie etwa eine eher spirituelle als traditionelle Religiosität, die Zurückweisung einer als anomisch empfundenen westlichen Ordnung, eine Konsumorientierung, aber auch der Erhalt der Gemeinschaft als Solidaritätsnetzwerk. Zu diesen Referenzen gehören auch die arabische Kultur und der technologische Modernismus.

Aus diesen möglichen Identitätskonfigurationen sticht der Islamismus aus zwei Gründen hervor. Er ist ein Modell, das nicht bloß von Einzelpersonen vertreten wird, sondern von ganzen Gruppen. Dieses Modell genießt in weiten Teilen der palästinensischen Bevölkerung Legitimität, auch wenn es nicht von allen gelebt und weiter getragen wird. Diese religiöse Referenz bezieht sich auf die Idee des Islam als eine Totalität, und zwar in dem Sinne, als dass dieser für alle Bereiche des Lebens, wie auch für die Politik, Leitlinien bereithält. Vor dem Hintergrund der westlichen Welt entwickelte sich die Vorstellung einer islamischen Modernität. Dabei wurden aus der westlichen Welt als positiv empfundene Aspekte in den Islam aufgenom-

men, der sich dadurch mittlerweile vom traditionellen palästinensischen Islam weit entfernt hat.

Die Vorstellung eines solchen Werteverfalls im Westen wird vor allem an der Frage nach den Beziehungen der Geschlechter festgemacht, bei der die Studenten die westliche Flüchtigkeit der Beziehungen hervorheben und kritisieren. Sie stellen dieser Art der Beziehungen die Idee einer arabischen Tradition gegenüber, die auf Gemeinschaft, gegenseitiger Hilfe und Solidarität sowie auf moralischer spiritueller Bildung beruhe. Die Vorstellung einer islamischen Moderne ist folglich der Versuch, moderne und traditionelle Elemente miteinander zu verbinden:

»Die Technologie und die Verbesserung der materiellen Bedingungen, das ist ein Teil der Modernisierung, den wir unterstützen und den wir in unsere Gesellschaft importieren wollen. Hier geht das aber mit einem starken Wachstum der individuellen Freiheiten, ohne jegliche moralische Schranke einher. Das will ich aber nicht in meinem Leben haben, und so filtere ich nach meinen Werten aus. Im Islam ist zum Beispiel die Keuschheit sehr wichtig, und ganz bestimmt schätze ich die Zurschaustellung des weiblichen Körpers in der Werbung nicht.«¹⁸

Diese Vorstellungen muss man auch als Versuch verstehen, eine eigene stolze Identität zu schaffen, die Anerkennung finden kann. Die westlichen Medien und besonders die Fernsehsender spielen dabei eine wesentliche Rolle. Die jungen Muslime sehen unaufhörlich Filme und Fernsehserien, in denen Araber nur als Bösewichte vorkommen oder lächerlich gemacht werden, mit den ewiggleichen Stereotypen von vielen Frauen und vielen Kamelen.

»Das Fernsehen bringt nur einen kleinen Teil der Wirklichkeit, der dafür ausgesucht wurde. Innerhalb von zwei Wochen gibt es immer Momente, in denen du doof bist oder schlau, lustig oder interessant, sympathisch oder genervt. Aber wenn du immer nur als Idiot gezeigt wirst, denken mit der Zeit alle, dass du wirklich dumm bist. Mit den Arabern passiert genau das. Nimm irgendeinen amerikanischen Film, der Araber ist immer der Doofe, der Gewalttätige, der Böse mit den vielen Frauen und den Kamelen. Schlimmer ist es noch mit den Nachrichten

18 Qandil, 28 Jahre, Student und islamischer Intellektueller, mit einer französischen Konvertitin verheiratet, Berlin, Januar 2002.

zu Palästina: Die Israelis haben unser Land besetzt und bringen uns um, und wir werden als Terroristen dargestellt!«¹⁹

Das Prinzip der Identifikation, auf dem die audiovisuellen Produktionen unter anderem beruhen, funktioniert hier umgekehrt: Diese Bilder erscheinen ihnen wie Aufforderungen, sich mit den demütigenden Karikaturen zu identifizieren. Die Hefigkeit, mit der die Studenten über diese Medien sprechen, belegt, für wie wichtig sie sie in der Öffentlichkeit halten.

»Der Krieg der Kulturen, das ist Quatsch. Aber es gibt auf jeden Fall eine Globalisierung der amerikanischen Kultur. Ich wundere mich nicht mal mehr, wenn ich hierher komme. Die gleichen Marken, die gleichen Filme, die gleichen MacDonalds. Aber was mich wirklich aufregt, das ist die ständige Desinformation über den Nahen Osten.«²⁰

Diese Diskriminierung wirkt, trotz des Zugangs zu Sozialleistungen und Bildungschancen, wie ein Angriff auf die Würde und ruft viel Bitterkeit hervor: »Sie reden von Demokratie, und dem Gesetz nach gibt es sie. Aber in der Wirklichkeit, sieht man sie nie. Als Araber werde ich niemals so respektiert wie ein Deutscher.«²¹

Die islamistische Ideologie schafft es, mit diesen beiden Registern zu spielen, indem sie technische Beherrschung mit der Ablehnung »moralischer Korruption« verbindet, wobei diese Ablehnung sich auch auf ein faktisches Herrschaftsverhältnis bezieht. Diese Vision erstreckt sich im weiteren Sinne auf die ganze arabische Welt in ihrem Verhältnis zum Westen und übersteigt damit den israelisch-palästinensischen Konflikt, auch wenn dieser ein Kristallisationskern des Verhältnisses ist.

Die palästinensischen Studenten im Westen verschreiben sich einer Forderung nach Anerkennung, die auf ihren speziellen Status als auch auf ihre konkreten Erfahrungen von Herrschaft im Alltag zurück zu führen ist. Die Frage der Anerkennung, die sonst eher Minderheiten in einem Nationalstaat aufwerfen, stellt sich für sie auf globaler Ebene. Israel stellt sich für

19 Student der Architektur, 22 Jahre, Berlin Januar 2002.

20 Mahmoud, 26 Jahre, M.A. in angewandter Mathematik, seit sechs Monaten in Deutschland, Berlin, Januar 2002.

21 Jamal, 26 Jahre, Student der Pharmazie, Berlin, Januar 2002.

sie als eine Art Vorposten der Vorherrschaft des Westens dar. Die Frage der Anerkennung geht also über den Rahmen des israelisch-palästinensischen Konflikts weit hinaus und wird zu einer Frage der Beziehungen zum Westen.

Mit den Anschlägen vom 11. September 2001 ist diese Konfliktlinie noch deutlicher geworden, denn eine indirekte Folge davon war, dass im Westen jeder Muslim tendenziell zu einem Verdächtigen wurde. Einige Studenten haben infolge dessen aufgehört, auszugehen, weil sie aufgrund von umlaufenden Gerüchten in muslimischen Milieus, Übergriffe fürchteten. Die meisten empfanden eine Zunahme feindlicher Blicke:

»Was glaubst du denn, wie ich mich im Betrieb fühle? Als am 11. September die Türme einstürzten, da brachen sie auch in meinem Büro zusammen: Schau mal, die Palästinenser bombardieren New York! Ich habe das alles nicht verstanden. Später war ich erleichtert, als herauskam, dass das keine Palästinenser waren. Aber seitdem ist es vorbei, ich habe nicht mehr den gleichen Status wie die anderen Ingenieure.«²²

Die Beziehungen zwischen der palästinensischen Gemeinde und der deutschen Gesellschaft haben sich also durch das Verhalten einiger und durch Sicherheitsforderungen verschlechtert, die eine ganze Bevölkerungsgruppe pauschal unter Verdacht stellen. Wenn auf diese Weise Anerkennung verweigert wird, verstärkt das die Neigung zum Islamismus.

In der Erfahrung des Exils entsteht damit eine Neubewertung des nationalen Ziels. Die Palästinenser bewerten ihre Optionen neu, weil sie mehr über die westlichen Gesellschaften und das internationale System lernen. Aber diese Kenntnisse und Erfahrungen, die auch immer individuell sind und stark variieren, führen nicht zu einer einheitlichen Meinung oder Haltung. Man kann aber beobachten, dass sie die Entstehung einer transnationalen Elite begleiten, die es im Westen zu einem gewissen Wohlstand gebracht hat und die daran glaubt, dass der Konflikt mit den Mitteln geführt werden kann, die in westlichen Gesellschaften akzeptiert sind: demokratisch, unter Wahrung der Menschenrechte, usw. Diese Eliten nehmen den Wes-

22 Informatikingenieur, aus Gaza stammend, seit zehn Jahren in Deutschland lebend.

ten nicht als einheitlich und unbeweglich wahr, sie sind zudem Teil des Spektrums, den man »palästinensischen Pazifismus« nennt, der auch den gewaltfreien Widerstand und die Mobilisierung der internationalen Öffentlichkeit bevorzugt.

Auf der anderen Seite lässt sich aber auch beobachten, dass die bessere Kenntnis der westlichen Gesellschaften auch konfrontative Haltungen und negative Eindrücke befördern kann. Der Versuch, eine eigene stolze Identität herzustellen, stützt sich auf den Entwurf einer islamischen Modernität und betont die Ablehnung bestimmter westlicher Werte im Namen einer höheren Spiritualität. Diese Ablehnung drückt sich auf sehr verschiedene Weise und unterschiedlich stark aus. Sie reicht von der Ausbildung einer persönlichen Moral bis hin zum Beitritt zu einer islamistischen Partei oder zur militanten Opposition. Der Übergang von einem Niveau zum anderen geschieht aber nicht automatisch. So gibt es eine Reihe islamistischer Gruppen, die der Anwendung von Gewalt sehr kritisch gegenüberstehen:

»Diese (gewaltsamen) Bewegungen sind ein Problem für ihre eigenen Gesellschaften geworden. Sie glauben neue Lösungen zu haben und dafür werden sie verfolgt. Aber solche Gruppen zu schaffen, die sich auf den Islam beziehen und zugleich potentiell gewalttätig sind, das bedeutet nur, dass es noch mehr Probleme gibt.«²³

Die Ideologie der palästinensischen Islamisten, die sehr durch den palästinensischen Nationalismus und den »Kampf für die palästinensische Sache« geprägt war, macht es wenig wahrscheinlich, dass sie sich etwa der Al Qaida anschließen. Tatsächlich wurde Bin Laden der Vorwurf gemacht, sich der palästinensischen Sache erst sehr spät angenommen zu haben und sie eher als Rechtfertigung für sein eigenes Tun benutze, als die Palästinenser wirklich zu unterstützen.

»Die Amerikaner müssten sich fragen, warum ihnen soviel Hass entgegenschlägt. Tausende Tote im Irak und in Palästina, dafür sind sie verantwortlich. Das vergessen wir nicht. Leider ist es für extremistische Gruppen sehr einfach, diesen Hass auszunutzen. Aus meiner Sicht muss man da einen Unterschied machen zwischen dem nationalen Kampf wie

23 Qandil, vgl. Fn. 124.

dem der Palästinenser und solchen Aktionen (wie denen von Bin Laden). Bin Laden hat für die palästinensische Sache überhaupt nichts geleistet und benutzt das nur, um seine eigenen Aktionen zu rechtfertigen.«²⁴

Der Aufenthalt im Ausland bedeutete für die große Mehrheit auch eine Chance, kulturelles und finanzielles Kapital zu akkumulieren, wenn er nicht zu schnellem Scheitern führt oder die Rückreise nicht direkt nach Erhalt des Studienabschlusses geschieht, weil dann die Arbeitslosigkeit in den Palästinensergebieten sehr wahrscheinlich ist. Nicht alle Studienabsolventen werden anschließend Teil der Elite werden, da dies von ihrer Stellung zum Zeitpunkt ihrer Ausreise abhängig ist. Aber sie alle werden einen sozialen Aufstieg erleben. Ein Teil von ihnen wird zur transnationalen Elite gehören, eine Elite, die sich weniger durch materiellen Wohlstand auszeichnet als durch ein bestimmtes Wissen.²⁵

In ihrer Vision der nationalen Ziele rangiert die persönliche Entwicklung weit vor der Unabhängigkeit. Wenn es um den Kampf um die Macht geht, dann stehen ihnen vor allem die lokalen Eliten des bewaffneten Kampfes gegenüber. Diese verfügen über einen anderen sozialen Horizont und über eine ganz andere Erfahrung: Kämpfe und Gefängnisaufenthalte in Israel. Die Wahrnehmungen der internationalen Einbettung des Konflikts sind grundverschieden. Die Beziehungen zwischen diesen

24 Ahmed, Architekturstudent und Sympathisant der Islamisten, Berlin, Januar 2002.

25 »Die Art und Weise, in der in einer Umwelt gelebt wird, wie sie interpretiert wird, wie eine Person auf sie reagiert, unterscheidet sich von einer Person zur nächsten, abhängig vom genauen Inhalt des individuellen Wissens. Das Wissen ist der Schlüssel, denn es definiert unsere Weltwahrnehmung im Lichte unserer besonderen Erziehung und unserer Lebenserfahrungen. Man kann daraus plausibel schließen, dass das Wissen eines der wichtigsten Kriterien ist, um die beiden politischen Haltungen in unserer Stichprobe der palästinensischen Eliten zu unterscheiden.« Dieses Zitat stammt aus einer Untersuchung über eine Stichprobe von neun Personen aus der palästinensischen Führungsriege: Mustafa Barghouti, Hanan Ashrawi, Salam Fayad, Ghassan Khatib, Ziad Abou Amr, Yassir Arafat, Marwan Barghouti, Ahmed Sa'adat, Sheikh Yassin, vgl. Badawi 2002.

beiden Gruppen und ihr jeweiliges politisches Gewicht sind zwei wesentliche Bedingungen für die laufenden Veränderungen der Machtverteilung in Palästina.

Literatur

- Badawi, Ahmed (2002): Determinent of change in elite behaviour and relative influence in Palestine, Forschungsprojekt »Elitenwandel in der arabischen Welt«, Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin, August 2002, unveröff. Entwurf.
- el-Malki, Majdi (2001), Social Monitor, Special Issue 1995-1999, Palestine Economic Policy Research Institute (MAS), Nr. 4, Mai 2001.
- el-Malki, Majdi (2002): »Soutien social informel et néopatrimonialisme«. In: Nadine Picadou (Hg.), La Palestine en transition. Crise du project national et de construction de l'Etat, Lille: Inalco, S. 176-179.
- Hanafi, Sari (1998): »Contribution de la diaspora palestinienne à l'économie palestinienne«. In: Bernard Botiveau (Hg.), La Palestine d'Oslo: les avatars d'une construction nationale, Monde Arabe Maghreb-Machrek, Nr. 161, Juli-September 1998, S. 64-65.
- Qaficha, Mu'taaz (2001): »La nationalité palestinienne selon les principes du droit interantional«. In: Nadine Picadou (Hg.), La Palestine en transition, Les Annales de l'autre islam, Nr. 8, Paris: ERISM, INALCO, S. 39-77.
- Tamini, Tamara (2002): »Al Awda: The Negotiation of Identity among Palestininen-American Returnees«, Beitrag für das Colloquium »Palestinian Return Migration: Socio-economic and Cultural Approaches«, geleitet von Sari Hanafi, Meawars (Populaiton Council) and Shami Ramallah, 13.-14. Juni 2002, www.shaml.org7agenda/2001/workshop-1206/tentative/tamini.htm.
- Van Hear, Nicholas (1997): »Reintegrating Returnees: Opportunities and Constraints«. In: Nicholas Van Hear, et alii, Reintegration of Palestinian Returnees, Publication Nr.6, Ramallah: Shaml-Palestinian Diaspora and Refugee Center.

